

Heinrich Fries

Einheit in Sicht?

Die Ökumene 20 Jahre nach dem Konzil

Die Ökumene 20 Jahre nach dem Konzil, das ist identisch mit dem Thema: die Ökumene heute. Aber auch dieses Thema ist so differenziert, daß es schwer ist, es auf einen Begriff zu bringen. Deshalb empfiehlt es sich, zunächst eine Beschreibung der Phänomene zu versuchen und dann ihren Gründen und Motiven nachzugehen.

Ökumenisches Bewußtsein

Als erstes sei genannt das Bewußtsein der *Dringlichkeit* der Ökumene, verstanden als Betroffenheit über die Spaltung der Christenheit und als Engagement, die Trennung zu überwinden. Das Bewußtsein der Dringlichkeit von Ökumene gründet zunächst in dem intensiven Bewußtsein der Bitte und des Vermächtnisses Jesu, daß alle, die an ihn glauben, eins seien wie er mit seinem Vater und sein Vater mit ihm, damit die Welt glaube (Joh 17, 20–26). Bekanntlich haben Worte der Bibel im Lauf der Geschichte ihren jeweiligen Kairos der besonderen Intensität. Das trifft in der Gegenwart für dieses Wort Jesu zu. Man kann zwar sagen, das immer Gültige sei auch das Aktuelle, aber dieses kann noch einmal durch besondere Umstände intensiver ins Bewußtsein treten.

Die Glaubwürdigkeit des christlichen Glaubens ist mitbedingt durch die Einmütigkeit der Christen. Die Glaubwürdigkeit wird deshalb geschwächt durch die Uneinigkeit, durch die Trennung und Spaltung der Christenheit in sich gegenseitig distanzierende oder gar verwerfende Konfessionen. Wenn ich recht sehe, ist nicht nur der Anspruch und die Proklamation des christlichen Glaubens das Problem und das Gebot der Stunde, sondern die prinzipiell feststellbare Glaubwürdigkeit dieses Glaubens. Wie soll man – so wird mit Recht eingewendet – von der Wahrheit des christlichen Glaubens überzeugt sein können, wenn sich vor den Augen der Welt Christen im Namen eben dieser Wahrheit bekämpfen und sich gegenseitig ausschließen und verwerfen?

Deshalb ist die bleibende Trennung der Christenheit ein bleibender Skandal, der keinen Christen, in welcher Konfession auch immer, gleichgültig lassen darf. Man darf sich nicht daran gewöhnen und sich nicht damit abfinden. Durch die Trennung

der Christen wird auch der christliche Glaube in sich selbst geschwächt, seine Hoffnungsgestalt verblaßt, die Zuversicht auf seine erlösende und befreiende Kraft wird beeinträchtigt.

Das Bewußtsein der Dringlichkeit der Ökumene intensiviert sich angesichts eines weltweiten *Säkularismus*, der in einem Selbst-, Geschichts- und Weltbewußtsein lebt, „etsi non daretur Deus“, als ob es Gott nicht gäbe, ebenso angesichts eines Atheismus, den die Gottesfrage nicht gleichgültig läßt, sondern der sie verdrängt und bekämpft, schließlich angesichts eines alles relativierenden Skeptizismus, der kein anderes Dogma kennt als das der jeweiligen Unverbindlichkeit. In all diesen Positionen werden religionskritisch sowohl die Voraussetzungen wie die Grundinhalte des christlichen Glaubens in Frage gestellt bzw. zu ersetzen und zu überwinden versucht. Diese Grundinhalte müssen deshalb gemeinsam bezeugt werden, wobei Gemeinsamkeit nicht Uniformität, sondern Vielfalt und versöhnte Verschiedenheit bedeutet.

Das Bewußtsein der Dringlichkeit ergibt sich aber auch positiv. Der christliche Glaube insgesamt und kollektiv, nicht etwa eine einzelne Konfession, wird befragt nach seinem Beitrag zur Gewährung und Erhaltung von Gerechtigkeit und Frieden, zur Überwindung der Spannungen in der Welt zwischen armen und reichen Völkern, zur Überwindung des Hungers und der damit verbundenen vielfältigen Not, zur Aufhebung jeder Rassentrennung, zum Ende des Rüstungswahnsinns, zur Bildung eines die Weltmächte übergreifenden Vertrauens als einer neuen Grundlage aller Politik.

In dieser Fragestellung liegt eine *Herausforderung* und eine *Chance* des Christentums. Ihr ist wiederum nicht zu begegnen in der Divergenz konfessioneller Sonderentwürfe, sondern in der Konvergenz und im Konsens einer überzeugenden Gemeinsamkeit in Frage und Antwort. Dabei können die Erkenntnisse und Erfahrungen der Kirchen aus ihrer jeweiligen Geschichte positiv und produktiv eingebracht werden. Die konfessionelle Vergangenheit erhält dadurch einen neuen Stellenwert.

Das Bewußtsein der Dringlichkeit der Ökumene ist schließlich darin gegeben, daß wir in der Menschheit von heute auf den vielfältigen Ebenen ein umfassendes Streben nach Einheit finden. Stärker als die oft erfahrene Vergeblichkeit ist der Wille zu diesem Ziel. Er erwächst aus dem Bewußtsein einer gemeinsamen Verpflichtung und einer schicksalhaften Verbundenheit der Menschheit, sei es zum Leben, sei es zum Untergang; er erwächst auch aus der weltweiten Bedrohung angesichts der apokalyptischen atomaren Schrecken.

Könnte und sollte es nicht sein, daß die Einheit der Christen und darüber hinaus der Friede unter den Religionen ein exemplarisches Modell und eine Hoffnung weckende Initiative für die *Einheit der Menschheit* wird? Kann man nicht der Christenheit und darüber hinaus den Religionen zurufen: Versöhnt euch zuerst mit euch selbst, dann wird euer Wort zur Versöhnung, zum Frieden und zur Einheit

der Menschheit glaubwürdiger, und dann wird erst sichtbar, daß der christliche Glaube eine Grundlage des Friedens sein kann. Die Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen in Vancouver 1983 sprach von einer eucharistischen Vision, nach der die Einheit der Kirchen am Tisch des Herrn das sichtbare Zeichen von Heil und Versöhnung für die Welt werden könne. Denn mit der Vision der eucharistischen Gemeinschaft, so heißt es, seien alle Arten von Ungerechtigkeit, Rassismus, Trennung und Mangel an Freiheit radikal herausgefordert.

Es wäre indessen nicht redlich, wenn wir verschweigen würden, daß es neben dem Bewußtsein der Dringlichkeit der Ökumene auch die Meinung gibt, die Ökumene sei *überholt*. Die Einheit der Menschheit, so sagt man, die Lösung der weltweiten Probleme politischer, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher Art sei wichtiger als die Einheit der Christen oder der Religionen; hier handle es sich um ein partikuläres, die Welt kaum berührendes Problem.

Dem fügt man die geschichtliche Erinnerung an, daß die Christenheit oft mehr zur Zerklüftung und Verfeindung unter den Völkern beigetragen habe als zu ihrer Einigung und ihrem Frieden. Dabei wird allerdings leicht vergessen, daß die Grundlagen unserer gesellschaftlichen Zivilisation und Kultur, etwa die Erklärung der Menschenrechte, die Worte von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, auch christlichen Ursprungs sind, selbst wenn dies vergessen sein sollte, und man muß fragen, was davon bleibt, wenn diese Wurzeln total abgeschnitten werden. So könnte das Bewußtsein für die Dringlichkeit der Ökumene neu erwachen.

Eine andere Mentalität erklärt: Für uns sind die Probleme der Ökumene faktisch und praktisch gelöst. Ehemalige Differenzen und Kontroversen verstehen wir nicht mehr, sie berühren uns nicht. Wir sind bereits in das „postökumenische Zeitalter“ eingetreten und praktizieren es. Dabei bleibt allerdings unklar, wodurch dieses Zeitalter bestimmt wird und worauf es sich gründet; es könnte ebenso eine Konzentration sein wie eine Erosion auf dem Grund eines Minimums, in dem kaum noch Spuren des Christlichen zu erkennen sind. Dazu kommt: Wer die Geschichte verdrängt, wird gezwungen, sie zu wiederholen. Auch dieser Tatbestand stellt die Dringlichkeit der Ökumene erneut vor Augen.

Die Situation der Ökumene in katholischer Sicht

Gerade in katholischer Sicht ist in den letzten zwanzig Jahren ökumenisch mehr geschehen als in Jahrhunderten zuvor. Was wir heute als selbstverständlich ansehen, war zuvor noch undenkbar. Hier bedeutete das *Zweite Vatikanische Konzil* (1962–1965) ein epochales Ereignis. Hier wurden das ökumenische Anliegen und die ökumenische Bewegung aus ehemaligen, von Mißtrauen getragenen Verdächtigungen in das Bewußtsein der katholischen Kirche erhoben und als Wirkung des Gottesgeistes beschrieben. Dazu wurden die katholischen Prinzipien

des Ökumenismus entworfen, gründend in einem Verständnis der katholischen Kirche und ihres Verhältnisses zu den anderen christlichen Kirchen in Ost und West. Dieser Vorgang ist nicht mehr rückgängig zu machen. Gegenüber der oft gehörten und verständlichen Klage über das noch nicht vollständig Erreichte sollen wir das bereits Erreichte nicht vergessen. Dieses gibt Grund zu weiterer Hoffnung und Zuversicht, daß das ausstehende „Noch nicht“ in nicht allzu ferner Zukunft sein Ziel und seine Vollendung finden wird, daß also Ökumene in Sicht ist.

Zur ökumenischen Situation in katholischer Sicht gehört die Teilnahme der Katholiken an den *ökumenischen Dialogen* bilateraler und multilateraler Art und an deren Niederschlag in den ökumenischen Dokumenten über das Herrenmahl, Wege zur Gemeinschaft, das geistliche Amt und die Einheit der Kirchen in Wort und Sakrament. Ihr bisheriger Höhepunkt ist das Dokument von Lima, die Konvergenzerklärung der Kommission für Glaube und Kirchenverfassung des Ökumenischen Rats der Kirchen, der auch katholische Theologen als Mitglieder angehören, über Taufe, Eucharistie und Amt. Ihr Ergebnis ist nicht die Feststellung, Vertiefung oder Verbreiterung der Kontroversen, sondern die Annäherung, die Konvergenz, die in manchen Punkten zum Konsens wird. Dies alles geschieht nicht durch Vergleichgültigung oder Nivellierung in der Sache, sondern durch Vertiefung und durch eine umfassende biblische, geschichtliche und systematische Reflexion in einem veränderten Kontext.

Auch die schwierige Frage des Papsttums ist Gegenstand von ökumenischen Dialogen geworden, am eindrucksvollsten im anglikanisch-katholischen Dialog. Daß dessen Ergebnis, der „Final Report“, in Rom nicht freundlich aufgenommen wurde, ist bedauerlich, aber es bedeutet kein endgültiges Aus, zumal der Bescheid der Glaubenskongregation im Gegensatz zu den Prinzipien steht, die ihr Präfekt, Kardinal Joseph Ratzinger, im Blick auf die Ostkirchen, bei einem Vortrag in Graz im Jahr 1976 so formuliert hatte: Rom muß vom Osten nicht mehr an Primatslehre fordern, als im ersten Jahrtausend gelehrt und gelebt wurde.

Diese zahlreichen und erfreulichen Dokumente werden nur lebendig und wirksam, wenn sie gesamtkirchlich rezipiert und umgesetzt werden. Ausdrücklich wurde das Lima-Dokument allen Kirchen zur Stellungnahme zugeleitet. Dabei zeigt sich, daß die theologische Arbeit nur einen Teil der kirchlichen Wirklichkeit und ihres Vollzugs darstellt. Diese selbst sind mehr als eine Summe der Theologie, so sehr sich diese bemüht, Theorie der lebendigen Praxis zu sein. Umgekehrt hat Kardinal König in Wien mit den ermutigenden Worten an die Christen appelliert: „Drängen Sie, daß das, was theologisch schon als Einheit erarbeitet wurde, in die Tat umgesetzt wird.“

Wir finden ferner einen Ökumenismus der *beschwörenden Worte*, wie er intensiver kaum gedacht werden kann. So sagte zum Beispiel Papst Johannes Paul II. bei seinem Abschied von Deutschland am 19. November 1980: „Das Gebet Jesu um die Einheit derer, die an ihn glauben, wird für uns alle zur Quelle

eines neuen Lebens und einer neuen Sehnsucht. Als Bischof von Rom stelle ich mich voll und ganz in den Strom dieser Sehnsucht. Darin erkenne ich die Sprache des Heiligen Geistes und den Willen Christi, denen ich bis ins letzte gehorsam und treu sein möchte. Ich will der Einheit dienen, ich will alle Wege beschreiten, die Christus uns nach den Erfahrungen der Jahrhunderte und Jahrtausende zur Einheit in jener Herde führt, in der er allein der einzige und sichere gute Hirte ist.“

Andererseits werden wir auf eine andere, unverkennbare Tendenz in der ökumenischen Situation in katholischer Sicht heute verwiesen. Neben dem Ökumenismus der beschwörenden Worte, ja im Gegensatz zu ihm zeigt sich ein starkes Bestreben, über den durch das Zweite Vatikanum und die ökumenischen Direktorien gesteckten Rahmen und besonders über die dort festgestellten Grenzen, vor allem in den Fragen um Amt und Abendmahl, nicht hinauszugehen und jeden Versuch in dieser Richtung mit Unmut aufzunehmen oder als Verrat an der eigenen Sache anzusehen. Man ist mehr darauf bedacht, die *Homogenität des konfessionellen Binnenraums* zu wahren, als weitere ökumenische Initiativen zu versuchen. Die Konfessionen haben einst die Spaltung in Kauf genommen, um nach innen eins zu sein; man könnte fast versucht sein zu sagen, sie wollten bei diesem Zustand bleiben, um die Einheit nach innen zu erhalten. Manchmal hat man sogar den Eindruck, als sollte die Meßlatte des Ökumenischen immer höher gelegt werden. Jede neu entdeckte Differenz wird dann wie ein Sieg gefeiert. Man pendelt sich gegenwärtig auf den Status quo ein und beruhigt sich damit, daß das Verhältnis der Kirchen und Konfessionen zueinander erheblich besser und freundlicher geworden ist, besser und freundlicher als je zuvor: Man habe ja den gegenseitigen Schritt vom Bannfluch zum Dialog getan. Das alles ist nicht zu bestreiten; aber es fragt sich, ob damit die ökumenische Aufgabe gelöst und die ökumenische Verantwortung abgegolten ist.

Die Tendenz des ökumenischen „bis hierher und nicht weiter“ wird vor allem auch im neuen *Codex juris canonici* artikuliert. Zwar kann man nicht sagen, wie einmal formuliert wurde, daß in ihm der Geist des Zweiten Vatikanums ausgeblasen sei. Er versucht vielmehr, auf der Grundlage dieses Konzils, vor allem von dem Begriff des Volkes Gottes aus, rechtliche Regelungen aufzustellen. Aber man kann nicht sagen, er spreche ökumenische Ermutigungen aus. Er sagt zwar ausdrücklich, es sei Pflicht der Bischöfe, die ökumenische Aufgabe zu fördern. Aber vorkonziliare retardierende Tendenzen sind unverkennbar. So finden sich ökumenisch kaum förderliche Tendenzen zum päpstlichen Zentralismus; die Vollmachten des Papstes werden in außerordentlicher Weise hervorgehoben, die ökumenischen Konzilien werden nicht gebührend gewürdigt, den Bischofskonferenzen werden nur beratende Funktionen eingeräumt, der Anteil und die Mitwirkung der Laien bleiben begrenzt, die für die Gottesdienstgemeinschaft bestehenden Regeln bzw. Verbote werden festgeschrieben, die Probleme der bekenntnisverschiedenen Ehe werden kaum bedacht, die Pflichten zur katholischen Kindererziehung

werden verschärft. So ist der Codex juris canonici ein eindringliches „Noch nicht“ im Bereich der Ökumene.

Dabei soll nicht verschwiegen werden, daß es katholische Kanonisten gibt, denen der neue Codex ökumenisch viel zu weit geht. Der neue Codex, so heißt es, nehme die Satzungen des Zweiten Vatikanums und der Nachkonzilszeit kritiklos auf. Er sei weit weniger als der Codex von 1917 geeignet, der Kirche bei ihrer Heilssendung zu dienen. Das neue Kirchenrecht zementiere all die unglücklichen Entwicklungen und Einrichtungen, welche die Kirche seit zwanzig Jahren ihrer Kraft und ihrer Anziehung berauben würden: So verschieden kann das gleiche gesehen werden.

Generell ist zu sagen: Das Recht als solches muß kein Gegensatz zur Kirche als einer Gemeinschaft der Glaubenden sein. Das Recht, auch das Kirchenrecht, sagt Karl Barth, soll eine Gewähr dafür sein, daß es mit rechten Dingen zugeht. Recht muß kein Widerspruch zur Freiheit sein, sondern soll als Gegensatz zur Willkür einen Raum der Freiheit eröffnen. Als Interpretationsregel gilt jedenfalls: Der Codex ist im Sinn des Zweiten Vatikanums zu interpretieren, nicht umgekehrt. Und beides, Codex und Konzil, haben ihr kritisches Gegenüber im Evangelium, wie es ursprünglich in der Schrift bezeugt ist. Die Reflexion darüber darf nicht aufhören. Ferner gilt: Der Codex juris canonici ist kein Spiegelbild der Gesamtwirklichkeit der katholischen Kirche, sondern nur insoweit, als in ihr im Bereich der Sichtbarkeit rechtliche Regelungen möglich sind.

Der Codex ist schließlich kein Dokument für alle Ewigkeit, sondern eine Etappe auf dem geschichtlichen Weg der Kirche. Er ist der mehr oder weniger geglückte Ausdruck einer konkreten Situation, die immer zugleich Abschluß und Anfang ist. Es liegt an der katholischen Kirche als ganzer und an allen ihren Teilen, ob der Codex zur Grenze und Barriere wird oder eine Etappe auf dem Weg nach vorn darstellt.

Das wiederholt angegebene Noch-Nicht als Situationsbeschreibung der Ökumene in katholischer Sicht wird oft mit dem Satz beschieden: Wir sind noch nicht soweit; die Zeit ist noch nicht reif. Es soll bei dem Noch-Nicht bleiben, und dieser Zustand soll eingeübt werden. Die daraus entstehende Spannung, so sagt man ohne Zynismus, sei auszuhalten um der Redlichkeit willen, aber auch aus dem Grund, daß das ökumenische Engagement nicht erlahme. Dabei bleibt nur zu fragen, wer oder was denn die Zeit sei, von der man sagt, sie sei noch nicht reif. Sind nicht, wie Augustinus sagt, wir selbst die Zeit? Und wird die Zeit nicht das sein, was wir aus ihr machen, wie wir sie gestalten? Können wir ähnlich wie früher in Jahrhunderten denken? Läuft dabei nicht die Zeit davon? Sind nicht schon oft geschichtliche Chancen versäumt und vertan worden? Sind nicht die Zeichen der Zeit auch eine theologisch zu bedenkende Wirklichkeit, gleichsam ein theologischer Ort?

Verhaltensweisen in der Praxis

Einzelne Gruppen und Kreise praktizieren, von ökumenischer Ungeduld getrieben, einen ökumenischen *Progressismus* auf eigene Rechnung, Gefahr und Verantwortung. Eventuelle Konflikte mit den amtlichen Leitern der Kirche nehmen sie in Kauf und berufen sich auf einen „vorauslaufenden Gehorsam“. Sie praktizieren schon jetzt und nehmen vorweg, was alle wünschen, worum alle beten und was eines Tages ein Ziel für alle sein soll. Sie glauben, dazu aus einer langen ökumenischen Erfahrung etwa in einer konfessionsverschiedenen Ehe oder Gruppe berechtigt zu sein. Die aus einem solchen Verhalten entstehende Unruhe in der Kirche qualifizieren sie als heilsame Unruhe, die um des Lebens in der Kirche willen notwendig ist.

Eine andere Reaktion zeigt sich in ökumenischer *Resignation* und Erschlaffung. Man gibt die Hoffnung auf, daß sich am Bestehenden etwas ändert, daß noch weitere Schritte nach vorn unternommen werden. Man stellt das ökumenische Engagement ein, was zur Passivität, Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit führen kann. Andere begrüßen eine solche Entwicklung und finden, daß damit ein Unruheherd in der Kirche beseitigt sei, und eben dies diene dem Frieden.

Wieder andere erklären, die Sache der Ökumene bewege niemand mehr angesichts der übergreifenden, ungleich größeren Weltprobleme: Gerechtigkeit, Frieden, Freiheit und Versöhnung der Völker, vor allem der armen und reichen Völker.

Über all diese Verhaltensweisen kann man nicht erfreut sein. Wenn die ökumenische Ungeduld zum Dauerkonflikt in der Kirche führt oder wenn dieser sich verselbständigt, dann kann dies nicht erwünscht sein: Der Konflikt als Dauerzustand ist auch ein Schaden für die Ökumene. Diese kann nur als Bewegung der ganzen Kirche ihr Ziel erreichen. Dabei gibt es sicher manche Differenzen, Spannungen, Mentalitätsunterschiede, aber diese sind als Zeichen des Lebendigen auszuhalten und in gemeinsamer, dialogischer Bemühung, aber ohne Angst zu lösen.

Ökumenische Resignation ist eigentlich ein innerer Widerspruch. Das Ziel der Ökumene aufgeben, das ökumenische Engagement einstellen, ist eine Verfehlung gegen den Auftrag und die Sendung der Kirche, wie sie in der Bitte Jesu ausgesprochen sind: „Laß sie eins sein, damit die Welt glaube, daß du mich gesandt hast.“

Die Ökumene als überholtes Stadium zurücklassen, um die wichtigsten Weltprobleme zu lösen, heißt Möglichkeiten, Kräfte und Impulse preisgeben, die gerade infolge der Erfahrungen und der Gaben der Kirchen in der Welt von heute unverzichtbar sind.

Wer erklärt, wir seien in ein postökumenisches Stadium eingetreten, um die Zurückbleibenden brauche man sich nicht zu kümmern, was einst ein Problem der

Konfessionen war, sei schon überwunden, der kommt in die Gefahr und die Versuchung, eine „*dritte Konfession*“ zu schaffen. Eine dritte Konfession anstreben heißt jedoch nicht, eine umfassende Einheit gewinnen, sondern ein neues Subjekt der Getrenntheit einführen. Die erstrebte Einheit kann nicht an den Kirchen vorbei erfolgen, sie muß aus ihnen erwachsen als größere Gestalt ihrer selbst. Die Ökumene kann nicht an die Stelle der Konfessionen treten. Die Konfessionen sollen Träger und Subjekt von Ökumene sein und es immer mehr werden.

Behinderungen der Ökumene

Wenn man nach Behinderungen der Ökumene fragt, ist an erster Stelle die *Angst* zu nennen. Man hat Angst vor der Veränderung. Das andere wird als fremd und nicht kommunikabel angesehen. Die Kirchen ermuntern zum Dialog, aber fürchten oft seine Ergebnisse. Man hat Angst vor der Preisgabe dessen, was bisher das je Eigene war, das Vertrautheit und Beheimatung bedeutete; man hat Angst vor dem Verlust von Kontinuität, Profil und Identität, man hat Angst, daß es zum Dammbruch kommt, dem niemand mehr Einhalt zu bieten vermag. Es ist auch die Angst, die sich nicht vorzustellen vermag, welche Form und Gestalt Kirche und Kirchen im Zeichen der Ökumene erhalten sollen. Viel sicherer als der Weg ins unbekannte Land, als der Weg Abrahams, ist das Verbleiben im vertrauten Milieu.

Mit dieser Angst, die nie ein guter Ratgeber ist, kann sich sehr leicht ein *Wille zur Macht* verbinden. Der Eifer des Bewahrens kann zum hartnäckigen Starrsinn werden, die Treue zum Bekenntnis zum immobilen, gewalttätigen Beharren um jeden Preis. Daraus können sich ganze Strategien entwickeln.

Der Angst und dem Willen zur Macht ist nur zu begegnen durch die Erkenntnis, daß Ökumene nicht die Preisgabe des Eigenen, nicht den Verlust der Identität oder des Profils bedeutet, sondern einen Gewinn in neuer und größerer Gestalt: Kirchen sollen Kirchen bleiben und eine Kirche werden. Die Kirchen werden durch die Ökumene nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ reicher. Profile können und sollen bleiben als Ausdruck des mannigfachen Reichtums Jesu Christi; Profilneurosen werden dagegen überflüssig.

Damit hängt ein Weiteres zusammen. Man sagt, die katholische Kirche habe wie die anderen Kirchen genug *Sorge mit sich selbst*, mit den Problemen und Schwierigkeiten, die in ihrem eigenen Bereich anstehen: die Identitätskrise, die Glaubenskrise, die Amtskrise, die Autoritätskrise, verursacht durch die vielen Neuerungen auf allen Gebieten, durch den lauten oder stillen Auszug aus den Kirchen. Hier müsse zunächst eine Pause und eine Beruhigung eintreten. Die Dynamik des Ökumenischen wird als zusätzliche Belastung angesehen, die die bereits vorhandenen Verunsicherungen, Verwirrungen, Unklarheiten und Beun-

ruhigungen noch steigern, nicht zuletzt deswegen, weil die ökumenische Öffnung und Erneuerung eine der Hauptursachen der gegenwärtigen Krise sei.

Dazu ist zu sagen: Daß es genug Sorgen, Probleme und Schwierigkeiten im eigenen Haus der Kirchen gibt, ist nicht zu bestreiten. Aber es ist zu bestreiten, daß man zu einer besseren Lösung der Krise kommt, wenn man nur unter sich bleibt und die ökumenischen Fragestellungen draußen hält. Ganz abgesehen davon, daß das heute nicht mehr möglich ist, bleibt zu bedenken: Vom Ökumenischen, von der Begegnung mit anderen Kirchen können entscheidende, befreiende und weiterführende Hilfen für die Krise im eigenen Haus ausgehen. Pausen, auch Denkpausen dürfen nicht zu lange dauern, sonst könnte das Denken aufhören.

Überdies ist eine Krise keineswegs nur negativ zu bewerten. Sie ist als Umbruchs- und Entscheidungssituation mit allen Möglichkeiten zu sehen. Die Erneuerung der katholischen Kirche – das Anliegen und die Frucht des Zweiten Vatikanums – wäre ohne das Ökumenische nicht denkbar gewesen. Das Ökumenische außer Kraft setzen hieße deshalb auch, die Quelle und die Kraft der Erneuerung versiegen lassen, die Hoffnungen mindern, die Glaubwürdigkeit der Kirche noch weiter reduzieren, es hieße den Auftrag Christi vergessen und das Gebet um die Einheit der Christen nicht mehr ernst nehmen.

Eine große und ernste Behinderung der Ökumene sehe ich in einem Phänomen, das seit einiger Zeit in den Kirchen kursiert und eine Ökumene besonderer Art und Qualität hervorruft. Man sagt: Alle bisherigen Annäherungen, Konvergenzen oder gar Konsense seien im Grund eine Täuschung, sie glichen einer Symptomtherapie, die das Übel an der Wurzel übersieht oder überdeckt. Denn in der Wurzel lägen die sogenannten *Grundentscheide* und *Grunddissense*, die Fundamentaldissense der Konfessionen, die bis zur Stunde noch nicht gelöst und aufgearbeitet seien und die gleichsam vor die Klammer aller ökumenischen Energien und Ergebnisse ein Minuszeichen setzten.

Auf einmal leben hier die alten Kontroversen wieder auf und werden beim Namen genannt: Das reformatorische Allein, das katholische Und, die Kirche des Wortes, die Kirche des Sakraments, die Theologie des Kreuzes gegen die Theologie der Inkarnation, die Frage nach der Rechtfertigung und den Werken, die personale und ontologische Kategorie, das Verhältnis von Schrift und Kirche. Wenn sich diese Auffassung durchsetzt – und es gibt dazu maßgebliche und einflußreiche Repräsentanten in allen Konfessionen –, dann kann man das Buch der Ökumene schließen, und es ist, als hätte die ökumenische Arbeit überhaupt noch nicht begonnen; die Arbeit und das Engagement Ungezählter und in vielen Jahren wäre vergeblich gewesen.

Ich halte diese Option für eine große und schwere Bedrohung und Behinderung der Ökumene. Sie erfolgt nicht nur im Gegensatz zu der von vielen Theologen aller Konfessionen wiederholt festgestellten Auffassung, daß in den genannten Fragen zwar Unterschiede bleiben, daß sie aber keinen kirchentrennenden Gegensatz

mehr darstellen. Die Entdeckung der Grunddissense der Konfessionen erfolgte – das ist bemerkenswert – zur gleichen Zeit, als maßgebliche Vertreter der Leitungen der Kirchen feststellten, es gebe in den die Konfessionen bestimmenden Grundfragen keine kirchentrennende Differenz mehr. Welches Interesse ist dabei im Spiel?

Die deutschen Bischöfe erklärten bei der Gedenkfeier der *Confessio Augustana* im Jahr 1980: „Freuen wir uns, daß wir nicht nur einen Teilkonsens in einigen Wahrheiten entdecken können, sondern eine Übereinstimmung in zentralen Glaubenswahrheiten. Das läßt uns die Einheit auch in den Bereichen unseres Glaubens und Lebens erhoffen, in denen wir bis zur Stunde noch getrennt sind.“ Der Papst erklärte zum gleichen Anlaß, daß zwar noch nicht alle Brücken geschlagen wurden, aber daß die Brückenpfeiler stehengeblieben sind. Das gleiche gilt für die Zustimmung aller Kirchen zum Bekenntnis des Konzils von Konstantinopel, die im Jahr 1981 erfolgte.

Über das Verhältnis der sogenannten Grundentscheide und Grunddissense zu den konkreten Erscheinungsformen müßte nachgedacht werden. In den Erscheinungsformen werden die Grundentscheide sichtbar, darin artikulieren sie sich. Die verborgenen Wurzeln äußern sich in ihren Früchten. Das bedeutet: Wenn es in konkreten ökumenischen Einzelbereichen Verständigungen, Annäherungen, Konvergenzen oder gar Konsense gibt, dann kann der zugrunde liegende Grundentscheid nicht im Zeichen des unvereinbaren Gegensatzes stehen. Und umgekehrt gilt: Ein Grunddissens, der sich auf der Ebene der Einzelprobleme nicht mehr auswirkt, ist im Grund überwunden. Überdies ist es höchst einseitig, die jeweiligen Kirchen in ihrem Reichtum und ihrer Mannigfaltigkeit, in ihrem konkreten Kirchesein auf eine punktuelle Grundentscheidung zu reduzieren. Das ist ein wirklichkeitsfremdes Konstrukt.

Die entstehende Frage aber ist: Sind die nicht zu leugnenden Grundentscheide – die nebenbei gesagt immer auch geschichtlich bedingt sind und immer wieder neu getroffen und artikuliert werden – kirchentrennend oder sind sie Bausteine im Konzept einer versöhnten Verschiedenheit? Sie sind kirchentrennend, wenn sie sich jeweils verabsolutieren und das andere ausschließen oder abstoßen. Aber es besteht auch die Möglichkeit, daß sie sich gegenseitig durchdringen und bereichern und sich dadurch anerkennen. Dann schaffen sie eine Möglichkeit zu einer größeren Gestalt des Christlichen und des Katholischen, was ja gerade das Ziel der Ökumene ist (P. Neuner, in dieser Zeitschr. 202, 1984, 591–604).

In seiner Kritik an dem von Karl Rahner und mir verfaßten Buch „Einigung der Kirchen – reale Möglichkeit“ (Freiburg ⁵1984) erklärte Kardinal Joseph Ratzinger, Kircheneinheit lebe von der Einheit der Grundentscheide und der Grundüberzeugung. Dies kann man durchaus unterschreiben und bejahen. Es ist aber hinzuzufügen: Eine solche Einheit ist möglich, weil sie gegeben ist, aber diese Einheit ist nicht die Einheit als Uniformität, sondern eine Einheit in Vielfalt, also versöhnte Verschiedenheit. Das Grundmodell dessen ist bereits das Neue Testament. Das

Modell kann also nicht heißen: Grunddissens und – scheinbare – Konvergenzen und Konsense im einzelnen, sondern Grundkonsens, Fundamentalkonsens und verbleibende Verschiedenheiten, die jedoch auf den Grundkonsens bezogen sind, auf ihm aufruhen und deshalb versöhnbare und versöhnte Verschiedenheiten genannt werden können.

Alle bisher bekannten ökumenischen Dokumente sind so gebaut: Sie versuchen, durch die Formulierung von an der Bibel orientierten Grundkonsensen die Trennungen zu überwinden und den Kirchen reale Möglichkeiten zur Einheit bei Wahrung einer legitimen Vielfalt zu eröffnen. So gesehen muß die Diskussion um Grundentscheide und Grunddissense nicht eine Blockade der Ökumene sein, sie kann ihre Bemühung vertiefen und mit neuer Zuversicht erfüllen.

Das gilt auch für den Versuch von Eilert Herms, der eine Gegenschrift gegen das Buch „Einheit der Kirchen – reale Möglichkeit“ geschrieben hat (Einheit der Christen in der Gemeinschaft der Kirchen, Göttingen 1984). Herms sieht den kontradiktorischen Gegensatz zwischen römisch-katholisch und reformatorisch in dem völlig verschiedenen Verständnis von Offenbarung. Dies zu sagen ist nur möglich durch Verkennen dessen, was nach katholischer Auffassung Offenbarung bedeutet, besonders nach deren klassischer Bestimmung durch das Zweite Vatikanum. Herms errichtet kirchentrennende Gegensätze, wo im Grund eine versöhnte Verschiedenheit möglich ist. Herms schwebt eine Einheit der Kirche vor auf der Grundlage, daß dieser kontradiktorische Gegensatz ausgehalten und anerkannt wird. Eine solche Einheit kann ich mir beim besten Willen nicht vorstellen. Daraufhin gar Abendmahlsgemeinschaft zu fordern, wie es Herms vorschlägt, bedeutet letztlich, sie für total unmöglich zu erklären und die Ökumene für aussichtslos zu halten.

Hoffnung und Ermutigung

Diese Überlegungen sollen nicht mit den Hinweisen auf Behinderungen der Ökumene schließen, sondern mit einem Ausblick auf Hoffnung und Ermutigung. Heute ist objektiv die Möglichkeit gegeben, eine baldige Kircheneinheit in genügender Weise herzustellen. Ökumene ist bereits in Sicht.

Als Gründe nenne ich das bisher Erreichte. Es gibt die vielfältigen ökumenischen Aktivitäten auf allen Ebenen, die sich nicht entmutigen lassen, die Bemühungen der Theologen um die verbleibenden strittigen Punkte, etwa um das Papsttum, das eine Hilfe für die Ökumene sein sollte, aber immer noch als vielleicht größtes Hindernis empfunden wird. Dazu kommt die gegenwärtige intensive Arbeit an den ehemaligen gegenseitigen Verwerfungen der Kirchen und dies an Hand konkreter Themen vom Konzil von Trient bis zum Ersten Vatikanum sowie in den evangelischen Bekenntnisschriften. Diese Bemühungen lassen heute schon erken-

nen, daß die ehemaligen Verwerfungen heute nicht mehr zutreffen. Auch diese Arbeit widerlegt die These vom angeblich unvereinbaren und unversöhnten Grundentscheid.

Zu nennen ist ferner das Wachstum der Ökumene an der Basis. Obwohl darüber kein allgemeines Urteil möglich ist, gibt es das unbestreitbare Faktum und ein wachsendes Drängen, auch in den bekenntnisverschiedenen Ehen, in dem nicht blinde Willkür am Werk ist, sondern eine Dynamik, die von einem guten Geist stammt. Dies alles ist mit der geschichtlich nachweisbaren Feststellung verbunden, daß alle großen Bewegungen zunächst Bewegungen von unten waren, inspiriert von Charismatikern und Propheten. Noch einmal sei Kardinal König zitiert. Er sagte beim Jubiläum der Stiftung Pro Oriente im Herbst 1984: „Mahnen Sie, wo Sie glauben mahnen zu müssen, und drängen Sie, wo Sie glauben drängen zu müssen. Bitten Sie Ihre Bischöfe und auch Rom, mehr zu tun als bisher.“

Ein weiteres Zeichen der Hoffnung ist in dem Entstehen einer „Dritten Kirche“ gegeben. Damit ist nicht eine falsch verstandene dritte Konfession gemeint, sondern die Kirche in der Dritten Welt. Hier wird die Kirche, die lange Zeit europäische Missionskirche war, selbständig. Sie wird, ursprungsgetreu und situationsgemäß, auf Grund ihrer geschichtlichen und soziokulturellen Voraussetzungen in Verbindung mit den anderen Kirchen der Welt ihre eigene Form suchen. Von dieser dritten Kirche können auch neue Impulse, Hoffnungen und Ermutigungen für die Kirchen der alten Welt ausgehen, die zwar ihrer Geschichte nicht entlaufen können, aber doch nicht einfach Sklaven der Vergangenheit sein dürfen. Im übrigen tut ein Blick über den Zaun gut. Er dient der Hoffnung und Zuversicht, aber auch einer durchaus angebrachten Selbstbescheidung.

Alfred Delp, der vor 40 Jahren als Zeuge des christlichen Glaubens starb, schrieb in seinem Tagebuch aus dem Gefängnis: „Wenn die Kirchen der Menschheit noch einmal das Bild einer zankenden Christenheit zumuten, dann sind sie abgeschrieben. Wir sollten uns damit abfinden, die Spaltung als geschichtliches Schicksal zu tragen und zugleich als Kreuz. Von den heute Lebenden würde sie keiner mehr vollziehen. Und zugleich soll sie unsere dauernde Schmach und Schande sein, da wir nicht imstande waren, das Erbe Christi, seine Liebe unzerrissen zu hüten.“

Diese Worte kann man heute nur bejahen, mit Ausnahme allerdings des Satzes: „Wir sollten uns damit abfinden, die Spaltung als geschichtliches Schicksal zu tragen.“ Nein, wir sollten uns nicht damit abfinden. Geschichtlich Geschehenes kann zwar nicht ungeschehen gemacht werden, aber es kann verändert werden, zuerst durch Gottes Hilfe, aber auch durch die Freiheit, den Glauben und die Verantwortung der Menschen. Und es muß verändert werden, wenn das geschichtlich Gewordene nicht gut war. Hier gilt das Wort der Regel der Brüder von Taizé: „Finde dich niemals ab mit dem Skandal der getrennten Kirchen. Habe die Leidenschaft für die Einheit des Leibes Christi.“